

Kultur & Gesellschaft

Der Kassettenmann

Der Zürcher Musiker Björn Magnusson ist Great Black Waters. Nun ist sein eigenwilliges zweites Album da.

Manuela Enggist

Still sitzen - er kann es nicht. Der Zürcher Musiker Björn Magnusson turnt lieber auf seinem Stuhl herum. Mal setzt er sich für einige Sekunden hin, nur um dann wieder aufzuspringen, auf den Stuhl zu stehen und dann - in der Hocke kauern - seine Erzählungen weiterzuführen.

Der 27-jährige Björn Magnusson ist Great Black Waters. Eine musikalische Bastelei mit simplem technischem Equipment, puristisch und feinfühlig. In diesen Tagen erscheint seine zweite Platte «Glow, Sand & Other Songs». Eine Auswahl von dreizehn Songs, analog aufgenommen auf einer alten Bandmaschine in seinem Studio in Brunnen am Vierwaldstättersee. Die erste Platte von Great Black Waters, «Songs For a Bath», erschien 2013. Sie wurde als Geheimtipp gehandelt und zeigte bereits sein breitgefächertes Talent. Was nach mehreren Musikern klingt, war Magnusson alleine: Er spielte alle Instrumente selber ein.

Fehler im System

Bei der neuen Platte hat er nun auch andere Musiker in sein Studio geholt. Unter anderen unterstützt ihn Fabian Sigmund alias Fai Baba bei zwei Songs. Magnusson selbst beschreibt die Musik so: «Mehrheitlich sind das simple, kaputte Rocksongs.» Mit durchaus auch sanften Passagen: «Ich hatte diesmal Lust, auch ruhige Sachen zu spielen.»

Die Gitarre ist das dominierende Instrument, während beispielsweise das Schlagzeug minimalistisch eingesetzt wird. Bei der Gitarre zeigt sich auch wieder Magnussons vielfältiges Talent. Er setzt sie stimmig und in einer grossen Bandbreite ein: von verzerrten Klangkonstrukten bis hin zu pointierten Rhythmen. Die Songs werden nicht von starken Melodien getragen, vielmehr definieren sie sich über Stimmung und Atmosphäre. Magnusson entwirft eine Landschaft von amerikanischer Weite. Lange Strassen. Endlose Ebenen. In der Ferne: der Horizont. Aber bevor die Musik zu malerisch wird, entzieht sich ihr Magnusson mit seiner Stimme. Wie ein Vogel fliegt sie über dem Sound und betrachtet ihn von oben.

Für Magnusson ist das analoge Aufnehmen nicht nur ein Stilmittel, das für eine besondere Klangästhetik sorgt. Er



Schon fast zwanghaft in Bewegung: Das Multitalent Björn Magnusson. Foto: PD

will damit auch seinen eigenen Kontrollwahn unterlaufen. «Wenn man mit dem Computer arbeitet, neigt man dazu, Dinge entweder zu löschen oder zu verbessern.» Mit der Bandmaschine ist dies unmöglich. Es sind Fehler oder ungewollte Sachen auf Band. So beginnt der erste Song «Sand» auch mit einem lauten Husten von Magnusson. Er liebt sie, die

Unvollkommenheit und Unberechenbarkeit in der Musik. «Ich mag Sachen, bei denen man merkt, dass sie am Auseinanderfallen sind. Und die dann doch irgendwie zusammenhalten.»

Er ist ein Tape-Freak. Manchmal findet er alte Bänder, vor Jahren aufgenommen und zwischenzeitlich vergessen, aber funktionstüchtig: «Die lasse ich

dann über meine neuen Stücke laufen. Da entstehen die unvorhergesehensten Sachen.» Unkonventionell soll es sein. Und gerne auch handgemacht. Generell benütze er das Studio sehr intuitiv und spielerisch, wobei Dinge passieren, die nicht passieren sollten. Das Unperfekte. Er provoziert es. Darin liegt auch die Stärke des Albums: Es überzeugt durch die Basteleien, die so wunderschön ineinander aufgehen, als wäre da eben doch eine Bastelanleitung rumgelegt.

Durchdacht undurchdacht

Auch beim Texten seiner Songs sucht er nicht das Fertige und orientiert sich dabei an Schriftstellern. An William S. Burroughs, beispielsweise, der mit der sogenannten Cut-up-Technik das Schreiben revolutionierte. Magnusson nimmt Fragmente von Sätzen und Kritzeleien aus seinem Notizbuch und setzt sie zusammen. Der Song «So Long» beginnt so: «I paint my face / In colors of yesterday's night, / Unwashed and forgotten, / Heavy rain falls feeding my sorrows.» Die eigentliche Bedeutung entwickelt sich mit der Zeit. «Die Texte machen oft im Nachhinein mehr Sinn als am Anfang», erklärt Magnusson.

Dass er kein Konzept hat, das betont er so sehr, dass es eben doch Konzept hat. Der Junge aus Schwyz, der mit vier Jahren begann, Gitarre zu spielen, halb Schwede und halb Schweizer ist und zurzeit im Wohnzimmer eines Freundes lebt, braucht genau diese Art von Leben für seine künstlerische Entfaltung. Das Unstete. Das Unkonventionelle. Das durchdacht Undurchdachte.

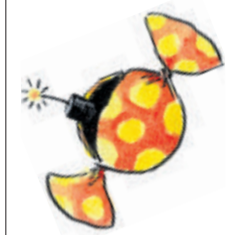
Die Angst vor dem Normalen vermischt sich bei Magnusson mit der Angst vor Repetition. Von manchen Werken existieren vier Versionen. Auch live vermeidet er - wann immer möglich - Wiederholungen. Mal spielt er ein Konzert solo und steht dann einen Monat später wieder mit Band auf der Bühne. «Wenn man Konzerte spielt, ist man sowieso eine Coverband von sich selber, wenn man nicht immer genau das Gleiche machen will.» Das Gleiche machen. Still sitzen. Stillstehen. Das will er nicht. Kann er nicht.

Great Black Waters: Glow, Sand & Other Songs (Irascible); Plattentaufe: 7.2., 22Uhr, Hellsinki, Zürich.

Bonbons & Granaten

Von Güzin Kar

Die Pschgida im Zoo



Ein bisschen tut einem die Pegida Schweiz ja schon leid. Erst kriegt der medieneile Sprecher der Bande ein Verfahren an den Hals und muss vorübergehend Zigaretten

holen gehen, und jetzt will es auch mit der Demo - Pardon, dem Abendspaziergang - nicht so recht klappen.

Als ehemalige Hausbesitzerin habe ich Erfahrung mit Demos und dem Mobilisieren von Menschen, und ferndiagnostisch kann ich sagen, dass der Verein so ziemlich alles falsch gemacht hat, was man falsch machen kann. Allein, dass man sich nach deutschem Vorbild Patriotische Europäer nennt, ist doch höchst fragwürdig in einem Land, das gerade den Euro über den Jordan geschickt hat. Da kann man sich ja gleich Aldi Süd nennen. Gut, «Patriotische Schweizer gegen die Islamisierung des Abendlandes» ergäbe Pschgida, und das klingt mehr besoffen als besorgt. Und tatsächlich waren die Patrioten offenbar so gepegelt, dass keiner auf die naheliegende Idee kam, sich akronymkompatibel Patriotische Eidgenossen zu nennen.

Jetzt ist es zu spät, ich habe das Copyright auf den Ausdruck. Die Eidgenossen wiederum distanzieren sich reihenweise von den unheimlichen Patrioten. Die beiden Schwinger, deren Video man zu Propagandazwecken benutzen wollte, lassen postwendend wissen, dass sie nichts mit der Bewegung am Hut hätten und für Integration seien, und der Schwingerverband behält sich rechtliche Schritte vor. Die geplante Demo ist abgesagt, und zwar wegen der «grösser als erwarteten medialen und politischen Nachfrage, zusammen mit dem damit verbundenen erhöhten administrativen und organisatorischen Aufwand». Sprich: Die Patrioten haben ein Burn-out, noch bevor sie lossparziert sind.

Das hätte ich an ihrer Stelle schon früher gehabt. Nämlich dann, wenn ich mir die Demo bildlich vorgestellt hätte: Hier demonstrieren welche, dort schauen andere vom Strassenrand aus zu. So weit so gut. Ein Demonstrationszug entfaltet seine Wirkung aber nur, wenn er als Ganzes wahrgenommen wird und nicht als eine Ansammlung Einzelner, die zufällig alle in die gleiche Richtung gehen. Je kleiner die demonstrierende Menge, umso homogener muss sie wirken, denn die Sichtbarkeit der Gruppe garantiert die Unsichtbarkeit des Einzelnen, der sich in der Menge verstecken will, um nicht sich selbst zu bewerben, sondern das Anliegen, für das er einsteht.

Zumindest haben sie Humor

Nun weiss nicht einmal Pegida Schweiz, wie homogen sie ist, da sie bisher nur als Internetphänomen existiert. Zudem tritt die Gruppe für etwas ein, das nicht existiert. Es gibt keine Islamisierung der Schweiz. Es gibt nur die Wut auf den Islam. Damit verlagert sich das Interesse der Ausstehenden vom Anliegen der Demonstranten auf diese selbst: Was sind das für Menschen, die so wütend sind, wie sehen sie aus, haben sie Augenbrauen? Egal, wie viele an der Demo mitlaufen, es werden viel mehr Neugierige mit ihren gezückten iPhone-Kameras am Strassenrand stehen, um die «Freakshow on the road» nicht zu verpassen.

Auf Facebook kann Pegida mit dem Mahnfinger auf andere zeigen und sich als geschlossene Gruppe inszenieren. Im physischen Leben wird sie selbst zum Zoo. Das halten nur medienerprobte Promis und Politiker aus. Oder Pressesprecher. Jener von Pegida Schweiz hat sein Amt wie erwähnt abgegeben, um als «Privatmann im Hintergrund» zu fungieren. Das ursprüngliche Wort für Privatmann ist Idiot. Wenigstens kann man der Pegida Schweiz keinen Mangel an Humor vorwerfen.

Güzin Kar ist Drehbuchautorin und Filmregisseurin: www.guzin.ch

Bern muss länger auf Gurlitt-Bilder warten

Die 1500 Kunstwerke, die Cornelius Gurlitt dem Kunstmuseum Bern vermacht hat, sorgen weiterhin für Diskussionen. Wie Radio SRF 2 Kultur gestern meldete, will Gurlitts Cousine, die 86-jährige Uta Werner, seine Urteil- und Testierfähigkeit nun doch noch gerichtlich abklären lassen. Das wird längere Untersuchungen nach sich ziehen; das Berner Kunstmuseum, das Gurlitts Erbe im vergangenen November angenommen hat, wird deshalb länger als geplant auf die Sammlung warten müssen. Voraussichtlich im Herbst 2015 soll entschieden werden, ob Cornelius Gurlitts Testament tatsächlich rechtskräftig ist. Darauf zählt jedenfalls Christoph Schaublin, Präsident des Stiftungsrates des Kunstmuseums Bern: «Ich hoffe, dass die Sache sich nicht ewig hinziehen wird. Ärgerlich ist sie schon.» Er ist allerdings sicher, dass die Anfechtung des Testaments keinen Erfolg haben wird; deshalb wird er in den nächsten Tagen dem Stiftungsrat einen Vorschlag für jene Forschungsstelle präsentieren, die bei der Annahme der Erbschaft vereinbart wurde. (TA)

Das Gedicht

Schweigen

schweigen schweigen schweigen
schweigen schweigen schweigen
schweigen schweigen schweigen
schweigen schweigen schweigen
schweigen schweigen schweigen

Eugen Gomringer (* 1925)

«Der Grossteil der Maturanden ist gut gerüstet»

Uniprofessor Franz Eberle will das Sprachniveau und die mathematischen Fähigkeiten der Maturanden verbessern - ohne dass andere Lerninhalte darunter leiden.

Mit Franz Eberle sprach Philippe Zweifel

Sind die heutigen Maturanden gerüstet für die Unis?

Der Grossteil der Maturanden ist gut gerüstet, das hat eine unserer Studien gezeigt, die 2008 publiziert wurde. Sie hat aber auch gezeigt, dass ein markanter Anteil von Maturanden im unteren Leistungsbereich Lücken aufwies. Wer Defizite in Mathematik hat oder zu wenig gut Deutsch kann, hat Probleme in vielen Studienfächern.

Kann das Sprachniveau der Maturanden angehoben werden, ohne dass andere Inhalte - etwa der Literaturunterricht - aus dem Lehrplan gekippt werden?

Davon bin ich überzeugt. Ich kann mir zudem kein Gymnasium ohne Literaturunterricht vorstellen. Er ist zentral zur Erreichung einer vertieften Gesellschaftsreife, ein Ziel, das ebenso wichtig ist wie das Ziel der allgemeinen Studierfähigkeit. Und deutsche Sprachkompetenzen können und sollen in allen Fächern gefördert werden, nicht nur im Fach Deutsch.

Wie will man die von Ihnen geforderten basalen Lernziele konkret erreichen?

Da gibt es viele schulorganisatorische und didaktische Möglichkeiten. Für die basalen erstsprachlichen und mathematischen Kompetenzen werden wir im Projektbericht Vorschläge machen. Voraussichtlich im Mai 2015 wird die Schweizerische Konferenz der kantonalen Erziehungsdirektoren (EDK) den Bericht veröffentlichen und in eine Vernehmlassung schicken.

Wie garantiert man, dass aus diesen basalen fachlichen Kompetenzen kein Selektionsinstrument wird?

Unsere Vorschläge werden auf Förderung und nicht auf Selektion ausgerichtet sein. Ich bin überzeugt, dass alle, die bisher in der Lage waren, ein Maturitätszeugnis zu erwerben, in den Bereichen der basalen fachlichen Kompetenzen für allgemeine Studierfähigkeit genügende Leistungen erbringen können. Insgesamt bleibt das Gymnasium natürlich eine selektive Schulstufe - mit oder ohne basale Kompetenzen. Dass aber wegen der ergänzenden Förderung die Maturitätsquote sinkt, das will niemand!

Der Druck auf die Matura kommt vor allem aus den Hochschulen. Was sagen die Gymnasiallehrer dazu?

Meines Wissens ist es den Gymnasien wichtig, dass man mit einer Schweizer Matura weiterhin berechtigt ist, jedes Studium ohne weitere Eingangsprüfung und ohne andere Formen des Numerus clausus aufnehmen zu dürfen. Das ist auch der EDK wichtig und mir selbst auch. Dieses Privileg - Ausnahme ist das Medizinstudium - ist international einzigartig. Es stärkt nicht nur die Gymnasien, sondern hat auch zur Folge, dass das Gymnasium breitgefächert ist und bleibt.

Ist der Zusammenhang zwischen Maturitätsquote und Ausbildungsniveau ein Mythos, wie Andreas Pfister im «Tages-Anzeiger» schrieb?

Nein. Das Gymnasium wird überwiegend von jenen Jugendlichen besucht, die über die höchsten allgemeinen kognitiven Fähigkeiten verfügen. Eine Ausweitung der Aufnahmequote führte zu einer Abnahme dieses kognitiven Niveaus. Das wirkt sich wiederum so aus, dass auch das durchschnittliche Niveau der Schulleistungen sinkt. Für diesen Zusammenhang gibt es wissenschaftlich-empirische Belege.

20 Prozent seien gerade richtig als Maturaquote, hört man oft. Warum?

Aus meiner Sicht spricht Folgendes für die gegenwärtige Maturitätsquote: hohes Durchschnittsniveau der Maturitätsabschlüsse; hohe Akzeptanz des Maturitätsausweises; hohes Niveau im Unterricht dank tieferer Heterogenität der Klassen; bessere Aussicht auf Beibehaltung des prüfungsfreien Hochschulzugangs. Ich bin überzeugt, dass bei einer markanten Erhöhung der Maturitätsquote der prüfungs- und Numerus-clausus-freie Zutritt zu allen universitären Studien nicht mehr gehalten werden könnte.



Franz Eberle ist ordentlicher Professor für Gymnasialpädagogik und Direktor der Abteilung Lehrerbildung Maturitätsschulen des Instituts für Erziehungswissenschaften an der Uni Zürich.